

**Die Frage des Menschen nach sich selbst
im Philosophieunterricht der Oberstufe
und die Notwendigkeit einer doppelten Relativierung
der historischen Hinsichten.**

N. Westhof
(Februar 2006)

Einleitung

Daß der Mensch frage: *Was ist der Mensch?* – dies ist ebenso Hinweis auf Antwort wie selbst fraglich. Der *Fragende* nämlich ist sich fraglich und die Antwort *ungewiß*. – Diese Frage zum geistigen Ausgangspunkt des curricularen Durchmarschs an Schulen zu machen, ist wissenschaftstheoretisch problematisch, ist doch vieles unhinterfragt vorauszusetzen, um so fragen zu können, wodurch alles perspektivisch zersplittert gedacht, Halt aber nicht gefunden wird, obwohl, nicht nur zwar, vor allen aber die *jungen* Leute nach Festigung suchen. Diese zeitgemäße Manie einer fragmentierenden Aspektisierung des Seienden zeigt sich im *Verlust* des Bildes, und so ist die Frage nach sich selbst zum Teil die Frucht dieses Verlusts – eben eines Menschenbildes.

Was muß getan werden, damit diese Frage des Menschen nach sich selbst angesichts dieser Problematik sowohl der Fragestellung selbst als auch der zeitgenössischen Methodik im Unterricht noch *bildend* sein können soll?

Hauptteil

Rekapitulieren wir: Die historische Perspektivität der Frage betrifft nicht diese selbst, wohl aber ihre Dringlichkeit bzw., allgemeiner, ihre Bedeutung zu einer jeweiligen Zeit.

Die Griechen fragten nach dem Menschen im Hinblick auf seine Stellung zu den Göttern und sein (über)mächtiges Tun (Sophokles) oder aber nach dem für den Menschen Guten inmitten eines als wohlgeordnet verstandenen wie so empfundenen Kosmos (Platon, Aristoteles), denn sie gewahrten das Heilige in allem (W. F. Otto, R. Otto, K. Kerényi; M. Eliade) und hatten (Ehr-)Furcht vor diesem, wenn es darum ging, daß der Mensch Bedürfnisse äußerte, welche traditionell den Göttern vorbehalten waren (z. B. Prometheus-Mythos).

Der römische Mensch will, ordnet (an) und herrscht. Ihm eignet vieles Neuzeitliche bereits. Politische Macht ist sein Metier. So hat er Gruppendisziplin und Selbstbeherrschung zu ethischen Kardinaltugenden erklärt (Seneca) und des Menschen soziale Bestimmung präferiert (Cicero).

Die besondere Stellung des mittelalterlichen Menschenbildes (R: Guardini: Das Ende der Neuzeit.), welches den modern sich dünkenden Ansprüchen einer heute mit zweitausend Jahren allzu selbstbewußt auftretenden Geschichte des christlich-abendländischen Denkens entwachsen zu sein scheint, eigens wiederzuentdecken, ist in Wahrheit von grundlegender Bedeutung für eine dringend notwendige Revision der Jetztzeit mit ihren vielen erkenntnistheoretischen und ethischen Sackgassen. Manche Brüche mit der Strenge und Dichte des Philosophierens mittelalterlicher Gelehrter tief im Glauben an den christlichen Schöpfergott aus selbst unhinterfragten Paradigmenwechseln werden seit gut einem halben Jahrhundert zurückgenommen (J. Pieper: Die Wahrheit des Seins. – Habil.-Schrift) – ein Zeitraum, der in der Philosophiegeschichte trotz der Halbwertszeit von Theorien heutzutage nicht lange ist. Diese Wiederentdeckungen beruhen zuletzt auf der Erkenntnis, daß jene Paradigmenwechsel zur Neuzeit hin vielfach epochale Verfestigungen historischer Blendungen und Überblendungen sind.

Ein erster solcher Paradigmenwechsel ereignete sich mit dem rationalistischen Skeptizismus eines Rene Descartes (im frühen 17. Jahrhundert) und erneut, mit jeweils einer gesteigerten Wirkung auf die Geschichte der Wissenschaften im

Abendland, durch die idealistische Philosophie Immanuel Kants im späten 18. Jahrhundert sowie konstruktivistische Theorien im 20. Jahrhundert. Descartes' berühmter logischer Schluß (verkürzter Syllogismus) *Cogito ergo sum* (Ich denke, also bin ich) kann als philosophische Verzweiflungstat eines Menschen gewertet werden, dem alles ungewiß geworden war, was nicht dem Verstande und das heißt *dem Denken* erwachsen war; weshalb er genau dort das Heil suchte: im Erkennen mit dem Verstande und nichts anderes vor diesem gelten lassen konnte, als solches, das diesem selbst erwachsen war – ein Teufelskreislauf also!

Kants (Selbst-)Kritik der reinen Vernunft (1781) war denn auch nicht anderes als der Versuch einer systematischen Analyse der Selbstinszenierung eben dieses menschlichen Denkens und bahnte mit der These, alles dem Menschen sinnlich Gegenwärtige sei nicht notwendig „Welt“, weil ebenso wenig „Ding an sich“, sondern „Ding für uns [den Menschen]“, den Weg in die epistemologische Einsamkeit, den Solipsismus eines späteren (radikalen) Konstruktivismus und enthemmte den Menschen erneut wie entschiedener noch, *rücksichtslos* umzugehen mit Natur sowie Menschen, insofern sie ja „Natur“ seien. Der Non-Utilitarist *fütterte* den Utilitarismus noch.

Schluß

Es ergibt sich aus all dem die Forderung nach einer doppelten Einschränkung der Geltung gemachter und zu machender Erkenntnisse (auch bei anderen Fragen; bei der betreffenden hier jedoch in besonderem Maße wegen der Einschränkung durch deren hohe Bedeutung gerade für uns heute), nämlich in der Weise,

- daß wir vergangene Bilder des Menschen von sich selbst im Licht ebenso ihrer eigenen historischen Relativität sehen, beispielsweise (a) als Reaktion auf historisch ihnen Vorangegangenes oder aber (b) als Selbstdarstellung der jeweiligen Zeit,
- und in der Hinsicht einer Reflektion über unsere eigene Perspektivität bei deren Betrachtung.

Somit gilt gerade: nicht der „Perspektive“ zu verfallen, sondern einen Standpunkt einzunehmen und zwar so, daß nicht Ansicht dabei herauskomme, sondern Einsicht.